

- [Neues jüdisches Leben in Erlangen](#)
[Gottfried Lindenberg, Pfarrer in Ruhe, Erlangen](#)
 - [Das Perpetuum - Mobile](#)
[Johannes Taig, Pfarrer in Hof](#)
-

Neues jüdisches Leben in Erlangen

Gottfried Lindenberg, Pfarrer in Ruhe, Erlangen

I. "Als noch nicht..."

... so fangen bekanntlich manche urtümlichen Schöpfungserzählungen aus verschiedenen Kulturen an, z.B. "Enuma elisch" im Akkadischen, der "jahwistische" Schöpfungsbericht in Gen. 2,4b ff. oder das "Wessobrunner Gebet". "Als noch nicht eine neue jüdische Gemeinde in Erlangen bestand", so könnte eine lokale Legende beginnen, "da sprach der Allmächtige, gepriesen sei Er, zu einigen Christenmenschen: Nehmt ihr euch der Söhne und Töchter meines Volks an, die aus den Ländern der zerbrochenen Sowjetunion in eure Stadt zugewandert sind!"

Doch bleiben wir erst mal im Rahmen irdischer Dimensionen. Zunächst sei klar gestellt: es geht gar nicht um die Erst-"schöpfung" einer jüdischen Gemeinde in der Hugentottenstadt. Dass es schon seit dem späten Mittelalter vereinzelt jüdische Bürger in Erlangen gab, dass im 19. Jahrhundert einige bedeutende Wissenschaftler, Ärzte und Mäzene in Erlangen gewirkt haben und dass seit 1873 eine, wenn auch kleine, Gemeinde jüdisches Leben in Erlangen repräsentiert hat, dies alles ist mehrfach dokumentiert worden, am eindrücklichsten durch die ausführlichen Publikationen von Ilse Sponsel.¹ Freilich endete dieses jüdische Leben, wie vielerorts so auch in Erlangen, jäh mit der Reichspogromnacht vom 9. auf 10. November 1938: Verwüstung des letzten Betsaales der Gemeinde, Plünderung, Schändung und Raub der Kultgegenstände, zumal der Schriften; der Verbleib mehrerer Torarollen blieb bis heute ungeklärt. Vom 2. Febr. 1944 datiert die Mitteilung des Einwohner Meldeamtes an die Regierung von Mittel und Oberfranken: "Erlangen ist judenfrei".²

Mit denjenigen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, die noch emigrieren konnten, hat, von der Stadt hierzu beauftragt, Frau Sponsel im letzten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts in mühe und hingebungsvoller Sucharbeit Kontakte aufgenommen, die bis heute bestehen. Freilich, abgesehen von einzelnen Besuchen aus dem europäischen und

aussereuropäischen Ausland, zeigte sich niemand von diesen Holocaust Überlebenden geneigt, sich wieder in Erlangen niederzulassen. Lediglich durch die Bevölkerungsbewegungen der Nachkriegszeit waren vereinzelt jüdische Zuwanderer, oft unerkannt oder nur vorübergehend, in Erlangen hängen geblieben. In den 70er Jahren schien ihre Zahl so weit gewachsen zu sein, dass der bedeutendste von ihnen, Dr. Shlomo Lewin, die Neugründung einer Gemeinde plante. Als Publizist und Betreiber eines eigenen Verlags (NER TAMID) hatte er einen hohen Bekanntheitsgrad; dank seiner Gelehrsamkeit diente er der Nürnberger Kultusgemeinde als Rabbiner. Zusammen mit einem Nürnberger Freund hatte er bereits eine Satzung für die geplante Erlanger Gemeinde entworfen. Doch alle Pläne erloschen, als Shlomo Lewin, zusammen mit seiner Lebensgefährtin Frida Poeschke, am 19. Dez. 1980 ermordet wurde. Die Tat blieb bis heute unaufgeklärt und ungesühnt. Der erwähnte Freund bewahrte aber die damals entworfene Satzung und konnte sie, wie weiter unten zu berichten ist, für die inzwischen aktuell gewordene Neugründung wiederbeleben. Doch nun der Reihe nach:

II. So fing's an

"Wie kann das bloss zugehen, dass jüdische Zuwanderer in eine Stadt kommen, in der es keine jüdische Gemeinde gibt?", so kritisierte im Januar 1997 der neue Fürther Rabbiner mir gegenüber meine Mitteilung, dass in Erlangen die ersten "Kontingentflüchtlinge" aus der ehem. Sowjetunion eingetroffen sind. "Jeder Jude ist verpflichtet, sich nur in solchen Orten anzusiedeln, in denen eine Gemeinde existiert." Ich konnte nur erwidern, dass es ja nicht im Ermessen dieser Leute lag, ausgerechnet nach Erlangen zu kommen; überdies werde sich die deutsche Ausländerbehörde um derlei halachische Vorschriften wenig kümmern bzw. sie gar nicht kennen. Indes zeigte sich Rabbiner Wurmser dennoch bereit, sich im Rahmen seiner Möglichkeiten um die religiöse Versorgung der Neuankömmlinge zu bemühen. Wir wollten darüber hinsichtlich Terminabsprachen, Fahrgelegenheiten usw. in Kontakt bleiben.

Trotzdem: anders als im benachbarten Fürth oder Nürnberg, in Bamberg oder Würzburg, Hof oder Weiden, wo die Zuwanderer von den bereits vorhandenen Gemeinden bewillkommnet wurden, blieb es in Erlangen, zunächst jedenfalls, dem guten Willen einiger nichtjüdischer Bürger und Bürgerinnen anheim gestellt, sich um die russisch sprechenden Hebräer (Jevreji) zu kümmern. "Das wäre doch etwas für Sie", sagte man mir, als ich im Rathaus auf dem Bürgermeisteramt gerade die Woche der Brüderlichkeit vorbesprach und zum erstenmal von der Ankunft der Emigranten hörte. "Gehen's doch mal raus in das Übergangsheim, die Leut' werden sich bestimmt freuen, und dem Chef des Sozialamtes wird's auch recht sein." So schlitterte ich, offiziell als "evang. Vorsitzender der Gesellschaft für christlich jüdische Zusammenarbeit" ausgewiesen, in eine neue, sehr konkrete Dimension jüdisch-christlicher Begegnung hinein, in welcher Berührungängste oder gar Vorurteile irgendwelcher Art nicht die geringste Chance mehr hatten. Gemessen an dem, was sich mir da auftat, kamen mir die jahrzehntelang gepflogenen Vortrags und Diskussionsveranstaltungen über

Judentum und christlichjüdischen Dialog vor wie Trockenschwimmübungen. Jetzt schmiss man mich ins Wasser "schwimm oder geh unter!" Ausgerüstet mit ein paar 50 Jahre alten Erinnerungen an einen Russisch Wahlkurs im Kemptener Gymnasium, ferner mit einem Langenscheidt'schen Taschenwörterbuch sowie einer kleinen russischen Bibel (die ich vor Jahren spasseshalber in Istanbul für 3,50 Mark erstanden hatte und die von jetzt an immer zu meinem Sturmgepäck gehört), machte ich mich mit einigem Herzklopfen auf den Weg. Im Linienbus, den ich für die lange Fahrt ausgesucht hatte, unterhielten sich hinter mir zwei Damen auf russisch. Da sie an derselben Haltestelle ausstiegen wie ich, heftete ich mich in gebührendem Abstand an ihre Fersen, wer weiss? Tatsächlich bogen sie, weit draussen zwischen dem Siemens Forschungszentrum und einer BMW Firma von der Strasse ab und machten vor dem wie es schien Bürohaus einer Baufirma halt, um per Hausschlüssel das Gebäude zu betreten. Da fasste ich mir ein Herz und sprach die beiden, russisch radebrechend, an, ob dies wohl das Wohnheim der jüdischen Kontingentflüchtlinge sei. Zu meiner Überraschung antwortete die ältere der beiden Damen: "Sprechen Sie ruhig deutsch!", und entpuppte sich als eine deutsch russische Spätaussiedlerin, die gerade für einige Zeit vom Sozialamt als Dolmetscherin für diese neue Personengruppe beschäftigt worden war. "Bitte, kommen Sie herein, ich kann für Sie übersetzen!" Was konnte mir besseres passieren? Gleich beim ersten Besuch versammelten sich sämtliche bis dahin eingewiesenen sieben Familien in einem der beengten Quartiere, sassen auf Tisch und Bettkanten und freuten sich über meine schüchterne Begrüssung, "Willkommen in Erlangen", und stellten auch schon die ersten Fragen...

Alle befolgten, drei Wochen später, meine Einladung zum Vortragsabend in der Woche der Brüderlichkeit. Als Referenten hatte ich schon lange vor der neuen Situation den oben erwähnten Fürther Rabbiner gewonnen, nicht ahnend, welche zum Teil unverblünten Erfahrungsberichte und scharfkantigen Kommentare wir uns da eingehandelt hatten; war er doch selber erst seit kurzem aus Israel ins Fränkische gekommen und musste erleben, wie schwer es einem streng konservativen Juden hier gemacht wird, exakt nach der Halacha zu leben. "Räumt die Steine hinweg!", war damals das Motto der Woche. Als einen der Steine, die womöglich aus antisemitischer Haltung heraus den Juden immer noch in den Weg gelegt werden, nannte er gleich nochmal die Zuweisung jüdischer Neubürger in Städte ohne jüdische Gemeinde. Unsere freundliche Dolmetscherin flüsterte im Hintergrund den erstmals teilnehmenden "Russen" die Übersetzung der wichtigsten Passagen zu. Als ich ihr gelegentlich dafür dankte und dabei anmerkte, welch glücklicher Zufall es gewesen sei, dass ich sie gleich bei meinem ersten Weg ins Heim angetroffen hätte, sagte sie nur kurz und schlicht: "Gottes Wege!" Sie ist übrigens gläubige Baptistin.

III. Wo zehn oder elf versammelt sind...

Kurze Pressemitteilungen über den Neuzuzug von Juden sowie ein Bildbericht über den geschilderten Vortragsabend hatten mittlerweile nicht nur die Allgemeinheit unterrichtet, sondern auch die Aufmerksamkeit jenes oben

erwähnten Freundes und Mitarbeiters von Dr. Lewin geweckt: ihn, Herrn Josef Jakobovitsch aus Nürnberg, und seine in Erlangen lebende Mitarbeiterin, Frau Rose Wanninger, lernte ich kennen, als ich sie im Frühsommer 1997 bei einem meiner Heimbesuche antraf. Sie begannen gerade, die ersten Kontakte mit den Heimbewohnern aufzunehmen, mit dem Ziel der Gemeindegründung. (Gedolmetscht haben damals einige halbwegs deutschkundige Heiminsassen). "Einen Minjan werden wir doch zusammen bekommen", also mindestens 10 als Juden erwiesene Männer (ob mit oder ohne "B'rit milá" = Beschneidung, das wird schwer zu ergründen sein). Also bitte: Beitrittserklärungen unterschreiben; bei nichtjüdischen Ehefrauen die Frage des Übertritts prüfen; Adressen derer festhalten, die bereits in Sozialwohnungen umziehen konnten; einen kleinen Beirat bilden aus solchen, die schon halbwegs deutsch verstehen. "Wenn Sie wollen und Zeit haben, Herr Lindenberg, kommen Sie gern mit zu unseren Beratungen!".

So war ich z.B. dabei, als vor dem Zweiten Bürgermeister erstmals die Raumfrage erörtert wurde: Kann die Stadt Erlangen ein zum Verkauf anstehendes Gebäude für die werdende Gemeinde zur Verfügung stellen? Natürlich nicht! Aber der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden verlangt unter anderem, dass wir einen Versammlungsort haben, sonst erhalten wir keine Anerkennung... Umgekehrt argumentiert die Stadt: solange ihr nicht anerkannt seid, sieht die Stadt keinen Handlungsbedarf... ("Hast kei' Wohnung, kriegst' kei' Arbeit; hast kei' Arbeit, kriegst kei' Wohnung"). Trotzdem empfiehlt der Bürgermeister: Gründet einen Verein ("e.V.") und lasst euch registrieren, dann seid ihr schon mal "wer", mit dem man verhandeln kann. So konstituierte sich die inzwischen ca. 40 Mitglieder umfassende Gemeinde erst mal als Verein; die schon vorhandene Satzung (s.o.) wurde, neuen Mustern entsprechend, korrigiert, der Vorstand nach demokratischen Regeln gewählt, alles noch im September. Als erste Lebensäußerung feierten die versammelten Familien die bisher einzige Beschneidung eines neugeborenen Knäbleins, in einem der Räume des Frankenzentrums. Der Mohel kam aus Hof, die Authentizität beglaubigte der Fürther Rabbiner. Zum Mitfeiern war auch ich eingeladen. Der Eintrag der "IKG Erlangen e.V": ins Vereinsregister des Amtsgerichtes Erlangen erfolgte am 1. Dezember 1997.

IV. "Fremde werden deine Mauern bauen und ihre Könige werden dir dienen"

(Jes. 60, 10a)

Von "nichtjüdischen Bürgern und Bürgerinnen" war oben (Teil II) die Rede, die sich der russischen Hebräer annahmen. Genauer differenziert lässt sich sagen: es waren zunächst evangelisch landeskirchliche Lutheraner, aber auch freikirchliche Christen, nach und nach auch Katholiken, aber auch Konfessionslose.

Der Reihe nach: Schon ganz zu Anfang richtete ich einen Aufruf an alle in Erlangen lebenden Mitglieder unserer Gesellschaft für christl. jüd. Zusammenarbeit, in welchem ich hauptsächlich um sprachliche Integrationshilfe bat. Das Echo war nicht zahlreich, aber doch in einem Fall

nachhaltig: seit nunmehr vier Jahren versammelt jeden Mittwoch ein pensionierter Siemensingenieur in einem kirchlich/kommunalen Begegnungszentrum eine Sprach-Übungsgruppe; es sind entweder ältere Leute, die den regulären halbjährigen, vom Arbeitsamt bezahlten Sprachkurs nicht besuchen konnten, oder auch solche, die nach absolviertem Kurs sich noch weiter im Verstehen und Anwenden der Umgangssprache bilden wollen. Eine ebenfalls pensionierte, zugleich passionierte Lehrerin leitet mittlerweile eine zweite solche (Anfänger)Gruppe, förderte aber auch schon Schulkinder; eine 80jährige Ruhestandspfarrerin unterhält sich mit einem dritten solchen Häuflein. Ein paar jüngere Frauen haben persönliche Freundschaft mit jungen Familien gesucht. Von katholischer Seite wurden mehrmals schon Räumlichkeiten für Chanukka und Purimfeiern angeboten. Die Kooperation mit Lehrkräften und Schulleitungen sowie Kindergärten verlief in einer für mich jeweils beglückenden Atmosphäre. Unsere ehrenamtliche Integrationshilfe fand nach und nach auch im Rathaus Anerkennung, auch wenn es hinsichtlich Anwendung und Auslegung von Sozialhilfe und Ausländergesetz mehrfach Klärungsbedarf gab.

Einen entscheidenden Schritt weiter zum "Mauerbau" kamen wir dank eines Helfers, der anlässlich einer Sitzung des Ausländerbeirats zu uns stiess: es war der Vertreter der Grünen Stadtratsfraktion, der sich selbst als "bekennender Atheist" bezeichnet. Als er den Bericht hörte, den die neugewählte Vorsitzende der Kultusgemeinde gab, dazu auch meinen Kommentar über die stagnierende Lösung der Raumfrage, erwachte in ihm der Impuls: da muss endlich etwas geschehen! Zusammen mit einer freien Journalistin, die den jeweils zur Veröffentlichung bestimmten Texten den nötigen Schliff gab, lud er die Gemeindevorsitzende, den Rabbiner und mich zu einer Initiativgruppe ein, die nicht locker lassen sollte, bis die jüdische Gemeinde ihren Sakralraum samt Torarolle hat. Von Herbst 1998 bis Frühjahr 2000 legten wir uns gemeinsam ins Zeug. Als eine Art "Präludium" dessen, was möglich werden sollte, baute der "Grüne" Stadtrat eigenhändig aus Holzpfählen, Brettern und Latten eine Laubhütte auf einer öffentlichen Rasenfläche neben dem Frankenzentrum. Wer in jener herbstlichen Woche vorbei kam, konnte sehen, dass und wie die Juden ihr Sukkot Fest4 dort begingen. Aber das Kernstück unserer Initiative, gewissermassen die polyphone "Fuge", war eine Unterschriftenaktion, die einen Offenen Brief an den Oberbürgermeister plus Stadtrat zum Ziel hatte: wie stellt sich die Stadt Erlangen zu ihrer historischen und moralischen Verantwortung im Gedenken an 1938 und im Blick auf die immer noch obdachlose jüdische Gemeinde? Noch vor Veröffentlichung der ca. 80 Unterschriften (wir konnten sie uns sparen!) begann sich in der Stadtregierung etwas zu bewegen "und ihre Könige werden dir dienen"! Eine von der Stadt veröffentlichte und finanzierte Zeitungsannonce "Räumlichkeiten für die jüdische Gemeinde gesucht" führte schon bald zum Angebot eines ganzen Stockwerks in zentraler Lage, Hauptstrasse 34/11. Ergebnis: Dort konnte am 2. April 2000 die neue Synagoge samt Nebenräumen eröffnet und die nagelneu in Israel gefertigte Torarolle eingebracht werden. Die Stadt leistete durch ein Darlehen die nötige

Anschubfinanzierung. Der von vielen Menschen bei strahlender Frühlingssonne begleitete Festzug strömte und verteilte sich in die hervorragend ausgestalteten Räume sowie in einen Ausweichsaal mit Video Übertragung. An den rituellen, vom Rabbiner geleiteten Weiheakt schlossen, sich vielerlei Grussworte aus dem jüdischen und kommunalen Establishment an; zuletzt konnte auch ich streckenweise auf russisch die gebündelten Grüsse der verschiedenen christlichen Kirchen und Freikirchen sowie unserer Gesellschaft für christlich jüd. Zusammenarbeit (mit Scheck) einbringen. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, dass schon kurz darauf in einem "Lorenzer Kommentargottesdienst" eine Kollekte von 1.560. Mark gesammelt wurde. Zu dieser Spendenübergabe aus Nürnberg kam später noch eine aus allen Erlanger Gemeinden erbrachte und von den beiden Dekanen überreichte Kollekte von 10.500. Mark. Ausserdem hat die Stadt Erlangen ein eigenes Spendenkonto zu Gunsten der jüdischen Gemeinde eingerichtet, dessen momentaner Stand sich auf über 4.000.- Mark beläuft. Eine beträchtliche Starthilfe von 5.000.- Mark leistete auch unser BCJ (Begegnung von Christen und Juden).

V. "Ein Funke, kaum zu sehn, entfacht doch helle Flammen"

Vom Spektakulären zurück zum Intimen! Dankbar muss ich persönlich hervorheben, dass ein bald 80 jähriger Mann aus der Freien Evangelischen Gemeinde fast von Anfang an mich bei den wöchentlichen Besuchen im Übergangwohnheim begleitet, der vor allem durch seine besseren Russischkenntnisse (aus der Zeit der Kriegsgefangenschaft) wesentlich zur Verständigung beitragen kann, aber auch durch seine Herzensgüte, seine Israelliebe und seine zu Hoffnung und Gottvertrauen ermunternden Worte Trost spenden kann. So kommt es, dass wir beide unter dem Titel "Pastor" gehandelt werden, wenn neu eingetroffene Familien von den "alteingesessenen" schon im Voraus auf unseren Begrüssungsbesuch hingewiesen werden. Bis auf ein oder zwei Abweisungen, die wir in vier Jahren erlebten, erfuhren wir so gut wie immer einen freundlichen Empfang und eine ebenso einladende Verabschiedung "prichoditje!" (Kommen Sie wieder!)

Welch eine Vertrauensbasis sogar in einer Verlegenheitssituation entstehen kann, möchte ich hier erzählen: Es war an einem Novembersonntag 1997, als ich vormittags wegen eines Todesfalls angerufen wurde. Die Männer vom Arbeiter Samariter Bund, die offenbar als erste in das Sterbezimmer im Wohnheim gerufen worden waren, hatten meine Adresse vernommen und baten mich, da am Sabbat keinerlei Rabbiner oder Gemeindevorstand zu erreichen war, "halt mal herauszukommen". Nach anfänglichem Zögern griff ich nach dem hebräischen Siddur⁵ und fand, dass darin für einen Trauerfall u.a. der 23. Psalm vorgesehen war: das war für mich das Signal nix wie hin! Die ziemlich tröst und kopflos herumstehenden Familienmitglieder samt einigen Nachbarn waren erstaunlich schnell beruhigt, als ich, nach meinem hebräischen Psalm einer Nachbarin die aufgeschlagene russische Bibel reichte und gar noch nach dem aramäischen Kaddischgebet den russischen Text in einem aus der Heimat mitgebrachten Siddur der Familie entdeckte; ihn las

der Sohn des verstorbenen Grossvaters. Die multi kulturelle und religiöse Zusammenarbeit steigerte sich aber noch, als ich durch einen evangelischen Kollegen (und CSU Stadtrat) das Beerdigungsinstitut genannt bekam, das ich auf den Nachmittag zur Einsargung bestellen konnte. Auf meinem Heimweg schaute ich mal schnell bei der Matthäuskirche rein, wo die Nürnberger Symphoniker gerade für das Mozartrequiem probten. Unter den Geigern entdeckte ich eine russische Jüdin aus Würzburg und engagierte sie als Dolmetscherin für den Nachmittagstermin mit dem Beerdigungsinstitut. Sie erwies sich als vorzügliche Trösterin. Aus dem anfänglichen Wirrwar der Gefühle war eine getroste Ruhe geworden, die Tränen der Trauer verwandelten sich unter den Umarmungen in Tränen dankbarer Freude und mit der ganzen Familie verbindet uns seither eine tiefe Freundschaft. Die tatsächliche Begräbnishandlung wurde damals tags darauf mit dem Rabbiner ausgehandelt und auf der jüdischen Abteilung des Fürther Friedhofs vollzogen.

Wenn nach den mancherlei Begegnungen nunmehr auch innerhalb der jüdischen Gemeinde so etwas wie gegenseitige soziale Verantwortung um sich greift, neuerdings sogar zentral vom Büro der Synagoge aus koordiniert, aber immer auch spontan von hilfsbereiten Menschen praktiziert, dann darf dies vielleicht auch als eine aufgegangene Saat gedeutet werden oder, im Bild vom Stein, der ins Wasser fällt, als "weite Kreise".

VI. Hinne ma tov u ma na'im schevet achim gam jachad

(Siehe, wie gut und wie lieblich, wenn Brüder zusammen wohnen Ps. 133, 1)

Endlich das Wichtigste, zugleich das zur Nachahmung Zumutbare: es ist unser jüngstes Wagnis, das wir in Erlangen aufs Programm der letzten Woche der Brüderlichkeit setzten. Unter dem Motto "...denn er ist wie du" planten und vollzogen wir gemeinsame Begegnungsabende auf

Kirchen/Pfarrgemeindebasis. Einen ersten Impuls hierzu zu geben, gestattete mir der evangelische Dekan Dr. Gerhard Münderlein. Im Rahmen einer Pfarrkonferenz im Herbst 2000 wandte ich mich hauptsächlich an jene Kollegen, in deren Gemeindegebiet bislang die meisten jüdischen Familien Wohnung gefunden haben: Büchenbach im Westen, Bruck im Süden, St. Matthäus in der Mitte, St. Markus im Osten und Norden. Die Anregung wurde von allen Angesprochenen aufgenommen und an die jeweils benachbarten katholischen Kollegen weitergegeben. In mehreren Teambesprechungen vor Ort kamen wir zu folgendem Plan:

- eine russisch abgefasste Vorweginformation, von mir an alle Adressen abgesandt, unterrichtet die jüdischen Neubürger, dass sie demnächst eine persönliche Einladung seitens der christlichen Gemeinde zu gewärtigen haben, mit der Bitte, den Termin zu notieren und, wenn möglich, wahrzunehmen;**
- die Pfarrämter (evang./kath. gemeinsam) verschicken, ca. 1 2 Wochen später die konkreten Einladungen (jetzt auf deutsch), mit Rückantwortkarte;**
- die gastgebenden Gemeinden werden rechtzeitig per Gemeindebrief bzw. Abkündigung zu zahlreichem Erscheinen eingeladen;**
- damit im jeweiligen Gemeindesaal ein möglichst hautnahes Kennenlernen in freundlicher Atmosphäre gefördert wird, werden Einzeltische für je sechs**

Personen gedeckt;

- zur Vermeidung von Blockbildung werden die Plätze im Vorhinein durch Symbole auf Papier "Menora" und "Fisch" etwa im Verhältnis 3:3 gekennzeichnet;

- um den Gästen die Selbstvorstellung zu erleichtern, hilft eine Russlandkarte (europ. Teil, auf Folie via Overhead an der (Lein)wand). Indem sie zeigen, ob sie aus St. Petersburg oder Odessa, Winniza oder Kiev, Rostov am Don oder Kishinew, Dnjepropetrowsk oder Baku kommen, fällt es ihnen leichter, ein paar Sätze dazu zu erzählen;

- fürs gemeinsame Essen und Trinken (erst nach dem Redeteil) werden kosher belegte Schnitten (am besten ohne Fleisch und Wurst) bereitgestellt, auch Kleingebäck, dazu Tee, Säfte, Mineralwasser etc., kein Alkohol;

- für ein bisschen Musik sorgen kleine Instrumental und/oder Vokal Ensembles.

Mit leicht gemischten Gefühlen sahen wir an allen "Tatorten" den Abenden entgegen: werden die Juden kommen? Werden auch genügend interessierte Gemeindeglieder, evang. und kathol., dabei sein? Wird die Verständigung ohne offiziellen Dolmetscher klappen?, usw. Alle Sorgen konnten wir vergessen angesichts der gut gelungenen Begegnungen. So gut wie alle bereit gestellten Plätze waren, halbwegs paritätisch, besetzt. Eingangs begrüßte der jeweils gastgebende Pfarrer bzw. die Pfarrerin die Gäste, auch der katholische Kollege stellte seine Gemeinde kurz vor. Die Moderation lag jedesmal bei mir. Die musikalische Umrahmung kam gut an. Die "Russen" stellten sich an Hand der Karte vor, mal knapp, mal ausführlich. Und was dann vom liebevoll vorbereiteten Buffet auf die Tische geholt wurde, würzte die gemeinsamen Gespräche, die oftmals in ein gegenseitiges Austauschen von Adressen und Telefonnummern mündeten. Gegen Ende übten wir, mittels eines kopierten Liedblattes, den Kanon "Herr, bleibe bei uns" ein und sangen, dazu passend, "Der Mond ist aufgegangen" (was von den Teilnehmern der Sprachübungsgruppe schon gelernt worden war). Einem abschliessenden Segenswunsch ging, zuerst auf russisch gelesen, dann auf deutsch von allen Christen gemeinsam auswendig gesprochen (erstaunlich!), der 23. Psalm voraus. Ein vielfaches Händeschütteln und gegenseitiges Dankeschön spassibo bolshoje groissen, groissen Dank! und "do swidanja" beendete den Abend. Bei der Gruppe Erlangen West steht das Experiment noch bevor. Als nämlich die Kollegen zwecks Kontaktaufnahme direkt bei der Vorsitzenden, Frau Wanninger, vorsprachen, drehte diese den Spiess gleich um: Kommt ihr doch zu uns! So kam es, dass ca. 70 Christen aus Büchenbach am Abend des Purimfestes in die Synagoge der IKG kamen und dort alles gezeigt bekamen, was seit einem Jahr die neue Heimat der ebenfalls neuen, der 13. bayerischen IKG bildet.

VII. Was hat's gebracht?

Es mag bemängelt werden, dass Begegnungen und Veranstaltungen solcher Art wenig geeignet sind, das Identitätsgefühl der jüdischen Gruppe zu fördern. Tief furchende Gedankengänge über Unterschiedliches und Gemeinsames zwischen Judentum und Christentum scheitern schon an der

Sprachbarriere. Aber was nicht ist, kann noch werden. Ich finde: dem Abbau uralter eingefleischter Vorurteile und Abschütteln diffuser Berührungängste und, stattdessen, dem Gewinnen einer neuen Vertrauensbasis kann nicht besser gedient werden als durch persönliches Kennenlernen und unbefangenes, familiäres Miteinander Umgehen. Kurzbilanz vieler Teilnehmer an den Abenden: So etwas müssten wir öfter machen!

Anmerkungen

1) Ilse Sponzel, Das Schicksal der Erlanger Juden in der NS Zeit, in: Erlangen Von der Strumpfer zur Siemens Stadt; Beiträge zur Geschichte Erlangens vom 18. zum 20. Jahrhundert. Hsg. Jürgen Sandweg; Verl. Palm & Enke, Erl. 1982; ferner I. Sponzel, Juden durften nur auf dem Lande wohnen, in: Unterwegs im Dekanat Erlangen. Verlag der Evang. Luth. Mission Erlangen 1990.

2) Hierzu neuerdings als bewegende Dokumentation Über die Schicksale der deportierten, verschollenen, ermordeten Erlanger Juden: Ilse Sponzel, Gedenkbuch für die Erlanger Opfer der Schoa. Hsg. Bürgermeister und Presseamt der Stadt Erlangen; Erl. 2001. Dort auch auf den letzten Seiten eine kurze chronologische Übersicht, die von 1364 bis 2000 reicht.

3) Mohel (hebr.) = Beschneider

4) Sukkot (hebr.) = Laubhütten

5) Siddur (hebr.) = Gebetbuch, Gottesdienstordnung, Agende; z.B. die vergleichsweise "moderne" Ausgabe von Jonathan Magonet, Gütersloher Verlagshaus 1997.

Gottfried Lindenberg, Pfarrer in Ruhe, Erlangen

[TOP](#)

**Das Perpetuum - Mobile
Johannes Taig, Pfarrer in Hof**

Wer das Korrespondenzblatt aufmerksam verfolgt, dem muss es irgendwann wie Schuppen aus den Haaren fallen. Das Perpetuum - Mobile ist bereits erfunden worden - z.B. von der Fortbildung der Landeskirche. "Mein Jahresgespräch" oder so ähnlich hiessen all die Fortbildungen, die vor nicht allzu langer Zeit die DekanInnen mobil machten. Ein Energieeinsatz, der nun unter dem völlig neu erfundenen Titel "Mein Jahresgespräch" auch die leidtragenden Pfarrer in Bewegung setzt, um unverzichtbare Hilfe im Umgang mit den von den DekanInnen in der gleichen Fortbildungsanstalt erworbenen Fähigkeiten zu finden. Die Pfarrer wiederum, die inzwischen in einem Bewerbungsseminar gelernt haben, sich geschickt und gezielt zu bewerben,

werden bald wohl grinsenden Kirchengenossen gegenüber sitzen, die ihnen einen Teilnahmechein über die Tagung: "Bewerbungen von Pfarrern - und was sie wirklich bedeuten" unter die Nase halten.

Da will der elektronische Fortbildungsbetrieb nicht nachstehen. Dem Kurs "Gabenkasse" folgt zwangsläufig der Kurs "Gabenkasse für Fortgeschrittene", flankiert vom Kurs "Gabenkasse für Verzweifelte", der parallel mit dem Kurs "Gabenkasse für Doofe" angeboten wird. Den letzteren müssen vor allem die besuchen, die sich beim Mitarbeiterjahresgespräch am Dekanats-PC als notorische IT-Analphabeten erwiesen haben, weil sie leider die nützliche Fortbildung "Ich habe keine Ahnung vom PC - und keiner merkt's" verpasst haben. Bis der Idiotentest dann bestanden ist, kommt bestimmt das nagelneue Update - mit dem wir leider, leider wieder ganz von vorne anfangen müssen. So ging auch das Märchen von der Pfarrkartei und der MSA-Maus.

Zweifelsohne wird hier durch die Macht der Gedanken eine Menge Energie erzeugt. Es bewegt sich etwas in der Kirche. Und die Gemeinden haben endlich ihre Ruhe. Denn der Pfarrer ist notorisch übermüdet und hat Ringe unter den Augen. Er hat die ganze Nacht versucht, die "Bausteine zum Erscheinungsbild der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern" so umzuschichten, dass die eigene Pfarramtsadresse in der Briefvorlage auftaucht. Als der Morgen graute, hat er beschlossen, ab sofort einfach die Anschrift seines Büros folgendermassen zu ändern: Absenderweg 12, 87654 Heimstatt. Dass er da nicht gestern Abend draufgekommen ist! Noch eine Tasse Kaffee und dann muss er noch seiner Sekretärin Miss Olivetti Bescheid sagen - und sich anmelden zum Kurs "Im Auge des Hurrikans - Entspannungstechniken für innovationsgestresste Mitarbeiter". Im Haus der Stille.

Johannes Taig, Pfarrer in Hof

[TOP](#)

[TOP](#)
